

(Nachdruck verboten.)

45]

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Käte wartete und wartete. Die Zeit verstrich sehr langsam. Gegen sieben Uhr war sie gekommen, jetzt war es bereits neun. Zum so und solvielten Male hatte sie die beiden Zimmer durchmustert, am Fenster gestanden, zerstreut auf das Straßengewühl herabgeblickt, sich hingesezt, sich wieder erhoben und wieder hingesezt. Jetzt ging sie in rastloser Unruhe auf und nieder. Die Wirtin war schon ein paar Mal hereingekommen und hatte sich drinnen zu schaffen gemacht; die neugierig forschenden Blicke wären Käte sonst lästig gewesen, jetzt achtete sie gar nicht auf diese. Noch konnte sie sich nicht entschließen, fortzugehen — wenn er krank war, warum kam er dann nicht nach Hause? Ihre Unruhe wuchs. Es lastete auf ihr wie die Vorahnung eines nahenden Unheils. Nun mußte sie aber wirklich die Wirtin fragen — schon zehn Uhr —, kam er denn immer so spät, trotz seiner Erkältung? Sie klingelte nach der Frau.

Diese kam, innerlich sehr gereizt: warum hatte Frau Schlieben sie denn nicht längst ins Vertrauen gezogen? Ei, nun konnte die lange warten, die hochmütige Diefel!

„Mein Sohn kommt wohl immer spät?“ fragte Käte. Ihre Stimme klang gemacht ruhig: sie durfte doch solch eine Frau nicht merken lassen, wie unruhig sie eigentlich war.

„Na,“ sagte die Wirtin, „mal so, mal so!“

„Ach wundere mit nur, daß er heute so spät kommt bei seiner Erkältung!“

Wie, die Frau, bei der Wolfgang nun schon fast ein Vierteljahr wohnte, wußte sie so wenig von ihm? Und sie hatte doch versprochen, besonders auf für ihn zu sorgen! „Sie müssen ihm abends eine Wärmflasche machen. Es ist kalt hier im Zimmer.“ Fröstelnd rieb sich Käte die Hände. „Und bringen Sie ihm morgens vor dem Aufstehen ein Glas Emser mit heißer Milch!“

Die Wirtin hörte sofort den gar nicht ausgesprochenen Vorwurf heraus und wurde noch gereizter. „Na, wenn er überhaupt nicht nach Hause kommt, kann ich ihm doch abends keine Wärmflasche machen und morgens keine heiße Milch!“

Wie — gar nicht nach Hause kommt? Käte glaubte nicht recht verstanden zu haben. Sie sah die Frau mit großen Augen an. „Überhaupt nicht nach Hause kommt?“

Die Frau nickte: „Ich sage Ihnen, werthe Dame, möbliert vermieten ist kein Spaß, da muß man vieles mit in Kauf nehmen. So 'ne junge Herr — na, ich sage schon!“ Sie lachte, halb ärgerlich, halb belustigt auf. „Da hatte ich mal einen, der blieb gleich ganze acht Tage weg — der erste war vor der Tür, ich hatte Angst um meine Miets — ich mußte nach der Polizei gehen!“

„Wo war er denn — wo war er denn?“ Kätes Stimme schwankte.

Die Frau lachte: „Na, da fand er sich denn wieder an!“ Sie sah die Angst der Mutter, und ihre Gutmütigkeit siegte über ihre Schadenfreude. „Der kommt schon wieder, gnä' Frau,“ sagte sie beruhigend. „Sie kommen alle wieder. Haben Sie man keine Angst. Und Herr Schlieben ist ja auch erst zwei Tage weg!“

Zwei Tage weg — zwei Tage? Zwei Tage war's her, daß er auf ihr Briefchen geantwortet hatte: er sei erkältet und müsse sich zu Hause halten! Wie eine Irre sah Käte sich um, ganz verstörten Blickes. Wo war er denn gewesen, diese ganzen zwei Tage? Nicht hier und nicht bei ihr — o, bei ihr schon seit acht Tagen nicht! Im Geschäft mußte er aber noch gewesen sein, sonst hätte Paul doch darüber gesprochen. Aber wo war er die ganze übrige Zeit? Das waren doch immer nur ein paar Stunden. Und ein Tag ist lang. Und die Nächte, die Nächte! Herrgott, die Nächte, wo war er die Nächte?

Käte hätte laut herausschreien mögen, aber die Wirtin sah sie an mit so neugierigen, harten Augen, daß sie, die Nägel der einen Hand in die Innenfläche der anderen grabend, sich bezwang. Aber ihr Sprechen war nur ein Flüstern mehr: „Ist er denn seit zwei Tagen gar nicht zu Hause gewesen?“

„Nee, gar nich! Aber warten Sie mal!“ Die Lust am Schwätzen machte alle vorgenommene Zurückhaltung der Wirtin zushanden. Der auf einen Stuhl Hingesunkene nähertretend und sich auch einen Stuhl heranziehend, schwatze sie unständig: „Sonntags war's — nee, Sonnabend merkt' ich schon: der hat was. Ja, das ist einer, ein ganz forscher! Rein verrückt war er!“

„Wie so denn? Verrückt sagen Sie?“

Die Vermieterin lachte. „Ach, so mein' ich ja gar nich, das müssen Sie nich gleich so wörtlich nehmen, gnä' Frau! Na, eben so — na, wie soll ich denn schon sagen? — na, so wie sie dann alle sind! Na, und abends ging er dann wie gewöhnlich weg — na, und dann kam er eben nich mehr zu Hause!“

„Und wie — wie war er —?“ Rückweise nur stieß die Mutter die Worte hervor, sie konnte gar nicht zusammenhängend mehr sprechen, ein sie plötzlich überfallender Schreck lähmte fast ihre Zunge. „War er — etwa verstört?“ Wie eine Vision tauchte sein fahles Gesicht vor ihr auf, und da bei Schildhorn der verwehte Platz im Sand — mancher Mutter Sohn, mancher Mutter Sohn — Gott, Gott, wenn er sich ein Leides getan hätte! Sie zitterte wie Laub im Sturm und sank ganz in sich zusammen.

Die Wirtin erriet instinktiv der Mutter Gedanken; gutmütig, beruhigend versicherte sie: „Nee, gar nich an zu denken! Der war nich traurig — auch nich grade verghügt — na, so — so — na, grade so in der richtigen Stimmung!“

„Und Sie — ach, können Sie mir nicht einen — einen Wink geben — wo — wo er hin — sein könnte?“

Die Frau wiegte zweifelnd den Kopf: „Wer kann das wissen! Sehen Sie, gnä' Frau, der Versuchungen gibts gar viele. Aber, warten Sie mal!“ Sie kniff die Augen zu und dachte nach. „Da kam mal vor einiger Zeit immer so'n hübsches Mädchen her, sie holte ihn immer ab, sie sagte „zum Theater“ — na, es kann ja auch wahr gewesen sein! Oft kam sie, sehr oft — mindestens einmal die Woche! Blond war sie, wirklich 'n hübsches Mädchen!“

„Blond — ganz hellblond — viel Haar, wellig über den Ohren?“

„Ja ja, so war sie frisiert, über die Ohren gefämmt, hinten 'nen mächtigen Knoten — so recht auffallend hellblond! Und sie duzten sich!“

Blondes Haar — auffallend blond! Ach, das hatte sie damals gleich gewußt, als sie ihn in Schildhorn sah mit der Blonden! Wie eine Erleichterung kam es über Käte. „Sie — wissen wohl nicht — ach, wissen Sie vielleicht, wie sie heißt?“

„Er sagte „Frida“ zu ihr!“

„Frida?“

„Ja, Frida! Das weiß ich bestimmt. Nu kommt sie aber nich mehr. Vielleicht aber, daß er 'nen Brief von ihr gekriegt hat. Ich will mal nachsehen, warten Sie mal!“ Und die Frau bückte sich, zog unterm Schreibtisch den Papierkorb vor und fing an darin zu wühlen.

„Er schmeißt nämlich alles in den Papierkorb,“ sagte sie erklärend.

Freilich, da hatte sie noch nicht gesucht! Mit starren Augen sah Käte zu, wie die Frau mit geübten Fingern alle Papierblätter wendete. Plötzlich schrie die auf: „Na, sehen Sie, da haben wir's!“ Und vor die Mutter legte sie triumphierend ein paar Papierfetzen auf den Tisch: „Da is 'n Brief von ihr. Sehen Sie! Ich kenne die Schrift. Woll'n mal sehen!“

Beide Frauen, die Köpfe zusammenstreckend, versuchten, die einzelnen Stücke des zerrissenen Briefes zusammenzufügen; es gelang aber nicht, es fehlte zu viel, nur ein paar Sätze waren halb zusammen zu bringen.

„nicht mehr kommt —

höse mit mir —

nächstens zu Dir abends 'rauf —

immer Deine“

Doch halt, da war die Unterschrift! Die war nicht durch-rissen, groß und zusammenhängend stand sie unten auf dem Briefbogen:

immer

Deine Frida Kästel

„Frida Lämke —?“ Käte schrie laut auf vor Ueber- raschung. Frida Lämke — nein, das hätte sie nie gedacht — oder gab es vielleicht zwei gleichen Namens? Dieses blonde Kind, das einst bei ihr im Garten gespielt hatte?! Aber ja, ja, dreiste Augen hatte die immer gehabt!

„Sie kennen die wohl? fragte die Wirtin, und die Augen funkelten ihr vor Neugier.

Käte gab keine Antwort. Vor sich hinbrütend stierte sie auf den Teppich: war das nun schlimmer — oder war das weniger schlimm? Konnte es nun nicht noch verhindert werden, nun, da sie die Fährte hatte, oder war alles verloren?! Sie wußte es nicht; verständig überlegen konnte sie überhaupt nicht mehr, nicht einmal mehr denken. Sie hatte nur den Trieb: hin, hin zu den Lämkes! Nur hin, so rasch wie mög- lich hin! Aufspringend sagte sie hastig: „Schon gut, schon gut — danke! Ah, es ist alles in Ordnung!“ Und an der verdühten Frau vorübergehend, hastete sie zur Tür und die Treppe hinunter. Gerade öffnete unten jemand von außen die verschlossene Haustür; so kam sie hinaus.

Nun war sie auf der Straße. So ganz allein hatte sie um diese Zeit noch nie auf der Friedrichstraße gestanden; ihr Mann hatte sie immer begleitet, und war sie einmal allein ins Theater oder Konzert gegangen, hatte er sie immer selber abgeholt oder mindestens von Friedrich abholen lassen. Nun kam sie plötzlich wie eine Furcht an, trotzdem die schöne Straße taghell erleuchtet war.

So viele Männer, so viele Frauen! Wie ein Strom flutete es an Käte vorüber, sie wurde mitgerissen. Gleich Wellen umwogeten sie Gestalten — raschelnde Frauenröde, die stark nach Parfüm dufteten, und Herren, Männer, junge und alte, Greise und Jünglinge und kaum dem Knabenalter Entwachsene. Das war ja hier wie ein Corso — was suchten die hier alle?! Das war also das vielgerühmte und amüsante Nachtleben Berlins? Schrecklich war es, o, über alle Maßen abscheulich!

Alles sah Käte auf einmal nur aus dem einen Gesichtspunkt. Bisher war sie ja blind gewesen, ahnungslos wie ein Kind. Der Helm eines Schutzmannes tauchte auf. Sie flog dahin wie eine Gejagte: der konnte ja nicht sehen, daß sie graue Haare hatte, und daß sie eine Dame war! Der hielt sie vielleicht auch für eine solche, für eine von denen hier! Nur fort, fort!

Sie stürzte sich in eine Droschke, sie fiel mehr in den aufgerissenen Schlag, als daß sie hineinstieg. Mit zitternder Stimme nannte sie dem Kutscher ihre Adresse. Eine glühende Sehnsucht überkam sie plötzlich: nach Haus, nur nach Haus! Heim in ihr reinliches, geordnetes Haus, in die Mauern, die wie ein Schutz sie umgaben! Nein, er durfte nicht mehr herein in ihr reines Haus, seinen Schmutz nicht mit in dessen Räume tragen!

Ganz in eine Ecke geschmiegt, die zuckenden Lider krampf- haft zugepreßt, machte sie die weite Fahrt; heute kam ihr die schier endlos vor. Wie langsam fuhr die Droschke! Ah, was würde Paul sagen, er würde sich ängstigen, daß sie so spät kam!

Und Käte wünschte plötzlich, sich in die Arme ihres Mannes zu flüchten, Schutz zu suchen an seiner Brust. Daß sie gleich hatte zu Lämkes hingehen wollen, hatte sie ganz vergessen. Wie konnte sie auch, es war ja bald Mitternacht, und wer weiß, vielleicht traf sie da auch nur eine Mutter, ebenso un- glücklich wie sie selber es war?! Verlorene Kinder — ach, man weiß nicht, was schrecklicher ist: verlorener Sohn — ver- lorene Tochter?!

Käte weinte bitterlich. Aber als die Tränen unter ihren geschlossenen Lidern sich vorstahlen und über ihre Wangen rannen, wurde sie ruhiger. Nun, da sie den großen Zug der Straße nicht mehr sah, ihr nächtliches Wehen nicht mehr spürte, schwand ihre Furcht. Der Mut wuchs ihr wieder; und mit dem gestärkten Mut wuchs ihr eine Erkenntnis: sie war eben nur eine schwache und ängstliche Frau, er aber war doch ein zünftiger Junger, der ein Mann werden sollte, ein starker Schwimmer. Noch brauchte man nicht ganz zu verzweifeln!

Als die ersten Kiefern der stillen Kolonie rechts und links an ihr vorüberglitten und der Mondschein ihr auf den Nesten ein reines Weiß zeigte, hatte Käte ihren Entschluß gefaßt: morgen würde sie zu Lämkes gehen und würde mit der Mutter sprechen, und ihrem Manne würde sie vorderhand noch nichts sagen. Dieselbe Scheu, die sie jetzt so oft verstummen ließ vor ihm, kam sie jetzt wieder an: er würde ja doch nicht so empfinden, wie sie empfand. Mit rauher Hand vielleicht würde er den Sohn anfassen, und das durfte nicht sein; noch war sie da und berufen, mit linder Hand dem Strauchelnden zu helfen!

Ganz ruhig schritt Käte ihrem Manne entgegen, so ge- lassen, daß er ihr nichts anmerkte. Aber als sie am nächsten Tag den Weg zu Lämkes antrat, klopfte ihr Herz doch wieder so zitternd-unruhig wie vordem. Den ganzen Morgen hatte sie gegen Scheu und Kleinmut gerungen; nun war es darüber fast Mittag geworden. Paul hatte ihr beim Frühstück erzählt, daß Wolfgang gestern gar nicht ins Geschäft gekommen, nach- dem er den Tag vorher auch nur ganz kurz dagewesen sei. „Ich weiß nicht, was mit dem Jungen los ist,“ hatte er ge- sagt. „Ich bin zu ärgerlich auf ihn. Aber man müßte sich doch wohl mal um ihn kümmern!“ „Das werde ich auch,“ hatte sie darauf geantwortet.

Die Füße trugen sie kaum, als sie langsam ihren Weg schlich, zuletzt aber lief sie fast: er war doch ihr Kind lange, lange Jahre gewesen, und sie hatte einen Teil der Verant- wortung! Sie fragte sich jetzt nicht mehr, wie sie eigentlich bei Frau Lämke die Unterredung beginnen sollte, sie hoffte, daß der Augenblick ihr das rechte Wort geben werde.

So tappte sie die dunklen Stufen zu Lämkes Portier- wohnung hinab und klopfte und trat zugleich ein, ohne das Herein abgewartet zu haben.

Frau Lämke wischte gerade den Boden auf, der Schrubber entfiel ihrer Hand, geschwind ließ sie ihr rundum hoch- genommenes Kleid herab: die gnädige Frau, die Frau Schlieben?! Was wollte die denn bei ihr?! Das blasse, mager gewordene Gesicht mit den harmlosen Augen blickte die Eintretende völlig verdutzt an.

„Guten Tag, Frau Lämke,“ sagte Käte ganz freundlich. „Ist Ihre Tochter Frida zu Haus? Ich muß sie sprechen!“ „Ne, Frida ist nicht zu Hause!“ Die Lämke blickte noch verdutzt: was wollte die gnädige Frau denn von Frida? Um die hatte sie sich noch nie gekümmert! „Frida ist ins Je- schäft!“

„So? Wissen Sie das ganz genau?“

Es lag etwas Anzügliches in dieser Art des Fragens, aber Frau Lämke merkte nichts in ihrer Harmlosigkeit. „Frida ist immer noch nicht aus's Geschäft zurück um die Zeit, aber in 'ne kleine halbe Stunde kann sie wohl hier sein. Sie hat zwei Stunden Mittag; Abend kommt sie erst jezen zehne, denn um neune machen sie man erst zu. Aber wenn sie nach Tische mal bei die gnädige Frau vorkommen soll,“ — Frau Lämke war zu neugierig: was wollte die bloß von Frida? — „recht jerne!“

„Sie kommt in einer halben Stunde, sagen Sie?“

„Jawohl! Es preßiert ihr immer sehr, daß sie bei Muttern kommt — un denn der Hunger!“

„Wenn Sie gestatten, werde ich auf sie warten,“ sagte Käte.

„Bitte, nehmen Sie jesälligst Platz!“ Eilfertig wischte Frau Lämke mit ihrer Schürze über einen Stuhl: das war doch immerhin eine Ehre, daß Wolfgang's Mutter zu Frida hier in den Keller kam! Und mit einer Stimme, der man den herzlichen Anteil anmerkte, fragte sie: „Wie geht's denn dem jungen Herrn, wenn ich fragen darf, is er denn recht munter?“

Käte blieb die Antwort schuldig: das war denn doch eine zu große Frechheit, eine ganz unglaubliche Frechheit! Wie konnte die nur so unversiforen fragen? Aber dann kam ihr auf einmal ein Zweifel: wußte die denn überhaupt etwas? Sie sah in die harmlosen Augen. Diese hier war wohl auch hingegangen, wie sie hingegangen worden war! Sie hatte nicht das Herz, ein aufklärendes Wort zu sprechen — arme Mutter! So nickte sie nur und sagte ausweichend: „Danke!“

Sie schwiegen, beide in einer gewissen Verlegenheit. Frau Lämke schälte Kartoffeln zum Mittag und setzte sie auf und warf ab und zu einen verstohlenen Blick auf die wartende Dame. Käte war blaß und gähnte verstohlen, ihrer Auf- regung war eine ungeheure Abspannung gefolgt. Sie wartete ja vergeblich! Und diese Mutter hier würde heute auch ver- geblich warten! Das Mädchen, diese heuchlerische Kreatur, kam ja nicht! Wie Wut pochte es Käte, wenn sie an des Mädchens blondes Haar dachte. Das hatte ihren Zungen ver- führt, ihn umstrickt — nun kam er vielleicht nicht mehr los! „Zimmer deine — deine Frida Lämke“ — ein Schmollen war in dem Brief gewesen, wahrscheinlich hat er sich zurückziehen wollen, aber — „wenn du nicht kommst, komme ich zu dir“ — o, die würde sich wohl hüten, ihn loszulassen, die hielt fest!

Käte glaubte nicht mehr daran, daß Frida Lämke nach Hause kommen würde. Es ging schon auf zwei Uhr: die Mutter loq, die steckte vielleicht doch mit unter der Decke!

Aber jetzt fuhr Käte zusammen, ein Tritt ließ sich auf

Der Kellertreppe bernehmen, bei dem die Mutter erfreut sagte: „Das 's Frida!“

Draußen trällerte ein Liedchen — nun ging die Tür auf.

Frida Lämke trug jetzt statt des kleinen Matrosenstroph-lutes ein dunkles Pelzbarrett auf den blonden Haaren; der Pelz war unecht, aber sie hatte ein paar Taubensflügel an der Seite stecken, und das Mädchen sah ihr schief über dem festen Gesicht.

In höchster Erregung stand Räte; sie war aufgesprungen und sah das Mädchen an mit brennenden Augen. Da war sie — wahrhaftig — doch gekommen! Die war hier — aber Wolfgang, wo war der? Sie schrie förmlich das Mädchen an: „Wissen Sie, wo mein Sohn ist — Wolfgang — Wolfgang Schlieben?“

Der überraschten Frida rosiges Gesicht wurde blaß. Sie wollte etwas sagen, stotterte, stockte, biß sich dann auf die Lippen und wurde dunkelrot. „Woher soll ich das wissen? Ich weiß doch nicht!“

„Sie wissen es wohl! Lügen Sie doch nicht!“ Mit Heftigkeit faßte die Frau Frida bei beiden Armen. Ins blonde Haar hätte sie ihr greifen mögen und beim Drausreißen laut schreien: „Mein Junge! Gib mir meinen Jungen wieder!“ Aber sie fand nicht die Kraft, diese schlanken Mädchenarme so lange zu schütteln und zu rütteln, bis ein Bekenntnis herausgezwungen war.

Die blauen Augen Fridas hatten sie ganz offen angesehen, vollständig freimütig, wenn auch eine leise Unruhe in dem Blicke lag. „Ich habe ihn lange nicht gesehen, inädige Frau,“ sagte Frida ehrlich! Und dann ward ihr Ton leiser, eine gewisse Besorgnis lag darin: „Sonst kam er wohl, aber jetzt kommt er ja nicht mehr — nicht wahr, Mutter?“

Frau Lämke schüttelte den Kopf: „Nee, ja nicht mehr!“ Ihr war gar nicht recht wohl zumute, daß kam ihr alles so seltsam vor: Frau Schlieben hier im Keller, und was wollte die denn von Frida? Da ging was vor, da war was nicht richtig! Aber was auch immer sein mochte, ihre Frida war unschuldig, das mußte Frau Schlieben wissen! Und so faßte sie sich denn ein Herz: „Wenn Sie etwa glauben, inädige Frau, daß da meine Frida mittenmank is, da irren Sie sich aber! Meine Frida jeht schonst lange mit dem Flebbe — Hans Flebbe, dem Sohn vom Kutcher, er is nu Matrialist — un überhaupt, Frida is 'n anständijet Mädchen — was denken Sie wohl von meiner Tochter? Herrje, det 's aber so, 'n Mädchen aus unserm Stande, die kann ja nicht anständig sein, nee!“ Die gekränkte Mutter wurde jetzt geradezu ausfallend. „Meine Frida war 'ne sehr gute Freundin von Ihren Wolfgang, un ich bin ihn ja ooch ganz jut — als ich in 'n Sommer so elend war, hat er mir doch fufzig Mark jeschickt, daß ich konnte nach Fiangschleuse ziehn, drei Wochen, un mir erholen — aber nu soll er mir mal wieder kommen, raus schmeiß ich ihn, den Bengel!“ In ihrer unbestimmten Angst, daß man ihrer Frida etwas nachsagen könnte, wurde ihr blaßes Gesicht heiß und rot.

Frida flog auf sie zu und faßte sie mit einem Arm um die Schultern: „Aerjere Dich doch nicht, Mutter! Du sollst Dich doch nicht aufregen, sonst schlägt's Dir wieder auf 'n Magen!“

Frida wurde jetzt ganz energisch; ihre Mutter noch immer um die Schultern gefaßt, drehte sie den blonden Kopf nach Frau Schlieben: „Inädige Frau, da müssen Sie sich schon an 'ne andere Adresse wenden. Ich kann Ihnen nichts über Ihren Herrn Sohn sagen. Mutter un ich haben noch neulich drüber jesprochen, daß er nu ja nicht mehr kommt. Un ich habe ihm noch irade 'n Briefchen jeschrieben, er soll uns doch mal besuchen — weil ich ihn doch ewig nicht jesehen hatte und — und — na, weil er doch sonst jerne mit mir zusammen war! Aber er hat mir ja nicht drauf jeantwortet. Ich habe ihm doch nicht jetan! Er hat sich aber ebent sehr verändert!“ Sie jekte eine altfluge Miene auf: „Inädige Frau, ich glaube, es wäre doch besser, wenn er noch bei Ihnen wohnte!“

Räte sah sie starr an: was ahnte die — was wußte die — wußte die überhaupt etwas? Zweifel stiegen in ihr auf, und dann kam ihr die Gewißheit: dieses Mädchen hier war harmlos, sonst hätte es nicht so sprechen können! Die Abgesehenste konnte so treuherzig nicht dreinblicken! Und sie gestand es ja auch ganz von selber offen ein, daß sie neulich an Wolfgang geschrieben hatte — nein, so schlecht war die hier nicht, eine andere mit blondem Haar mußte es sein! Aber wo war die zu suchen — wo, wo Wolfgang zu finden?

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

III. Ein Empfang bei den Maoris. Von merkwürdigen Empfangszeremonien bei den Maoris erzählt der Missionar J. Cowan in einer lebendigen Schilderung seiner Reise in das Herz von Neuseeland, die er in der „Australasian Review of Reviews“ veröffentlicht. Er näherte sich in den Bergen des Urewera-Landes dem Hauptort der Eingeborenen. „Plötzlich erschreckte uns,“ so schreibt er, „ein furchtbares gellendes Geschrei und an unserer Schutzwehr, hinter der wir Raft gemacht hatten, erschien eine wilde, tätowierte, rot bemalte und mit Federn geschmückte Gestalt, deren einzige Bekleidung in einem sehr kurzen Schurz aus lose herabhängenden Palmfasern bestand. Die Augen des Mannes rollten, daß nur das Weiße sichtbar war; er steckte eine lange Zunge heraus und schnitt fürchterliche Grimassen. Einen hölzernen Speer, den er in der Hand schwenkte, schleuderte er plötzlich auf uns; dann wandte er sich um und stürzte dem Dorfe zu. Es war der „tangata-vero“, und seine wilde Art, uns zu begrüßen, war nur der übliche Empfang. Als er fortereilte, hatte einer unserer jungen Leute sich bereits aller Sachen bis auf den Schurz entledigt und sprang ihm nach, während wir gemessenen Schrittes folgten. Der Eintritt zum Dorf wurde uns jedoch von einem Trupp bewaffneter Männer verwehrt, die lautlos zusammengegeduck auf dem Boden knieten; jeder hatte ein Gewehr in der Hand, den Kolben auf der Erde, den Lauf auf uns gerichtet. Der „tangata-vero“ machte Halt und wandte sich uns zu, nachdem er seinen Stamm erreicht hatte; auch unser Läufer blieb stehen. Wir näherten uns den Kriegern bis auf zwanzig Schritt. Da sprangen sie alle auf einen wilden Schrei des Häuptlings, der auf der rechten Seite saß, hoch in die Luft, wobei sie unter sich die Füße kreuzten, und nun ertönte ein kriegerischer, donnerähnlicher Chor, der aber eine friedliche Bewillkommung darstellen sollte. Hin und her sprangen unsere kriegerischen Wirte und schlangen in Takt ihre geladenen Flinten und „tuparas“ (doppelläufige Gewehre). Dann machten sie mit einem erderschütternden Dröhnen plötzlich Halt und feuerten eine Salve Patronen über unsere Köpfe hinweg, was wir mit stoischer Ruhe hinzunehmen hatten. Eine zweite Salve halte von Hügel zu Hügel wieder, und wieder pfliffen die Kugeln über uns hin. Dann wandten sich die braunen Krieger zurück, und eine Schar buntgekleideter Frauen, grüne Mäntel um die Schläfen gewunden, schlangen Schals und Blätterzweige, schritten halb gleitend, halb tanzend vor und sangen das alte Begrüßungslied Pohohiri: „Begrüßt, begrüßt seid Ihr, Fremde, — Fremde vom fernen Horizont — Von den Grenzen des Himmels und der Erden — Wo Himmel und Wasser sich berühren! — Unser liebtes Kind brachte Euch — Aus weiter Entfernung. — Seid willkommen, o kommt, o kommt!“ Dann bewegten sich sechs Mädchen tanzend nach vorn, die lose, karminrote Fäden und kurze Röcke aus geklümtem Kattun trugen. Um ihre Stirn schlang sich ein rotes Taschentuch, das die schwarzen und weißen Federn des seltenen „huia“-Vogels und die irisierenden Federn des langschwänzigen Kudu's jeshielt. Die Wangen waren mit rotem Ocker bemalt. Schmutzfüße aus Grünstein und Haifischzähnen hingen von ihren Ohren herab. Die Hände auf den Hüften haltend und den Kopf zurückwerfend, tanzten sie einen „kaniani“, wozu der Chor der Frauen unter der Leitung einer weißhaarigen tätowierten alten Frau einen schrillen eintönigen „pohohiri“ sang. Die dunklen Augen blühten, die langen schwarzen Köpfe flogen in die Luft, während die Mädchen leidenschaftlich tanzten. Sie wiegten sich von einer Seite zur anderen, verrenkten den Körper seltsam und folgten dabei stets den Rhythmen des Gesangs. Es war im Grunde nichts anderes, wie der alte Bauchtanz. Der „kaniani“ wurde immer wilder und schneller, die Augen der Tänzerinnen rollten, bis nur das Weiße sichtbar war, — plötzlich endete der Gesang auf einem unerwartet hohen Ton, und atemlos und glühend hörten die Tänzerinnen auf. Dann wurden bunte Flachsmatten auf das Grün gebreitet, und nach feierlichen Begrüßungsreden wurden wir reichlich mit Schweinefleisch, konjervierten Vögeln, wildem Honig und Kartoffeln bewirtet. . . .“

Heizende Vögel. Wilhelm Bölsche schreibt in „Ueber Land und Meer“: Im australischen „Scrub“ findet der Reisende mit Staunen riesige flache Gebilde, die am meisten Ähnlichkeit mit einem von Menschenhand ausgeschütteten Erd- oder Komposthaufen haben. In einem Umkreise von vier Metern und mehr ist ein Hügel aufgetürmt aus Walderbe, Gras, losen Blättern und ähnlichem mehr, im Gipfel bis zwei Meter hoch. Aber je wilder, menschenferner und einsamer der Busch, desto zahlreicher gerade wachsen diese kleinen Berge in ihm auf; hier kann kein menschlicher Gärtner walten, der sich solche Mühe gäbe. Die wahren Gärtner bildet ein Geschlecht großer Vögel, die an die wilden Truthühner Amerikas erinnern. Mit der einfachen Gabe des „Scharrens“, die unsere Haushühner schon so eifrig üben, haben sie hier das äußerste vollbracht: das Zusammenscharren dieser gigantischen Hügel. Ihre Arbeit hatte dabei aber einen ganz bestimmten Sinn. Ein solcher künstlicher Ackerhaufen aus faulenden Pflanzenstoffen ergibt bei solchen Dimensionen eine regelrechte künstliche Wärmequelle. Es muß sich nämlich Zärungswärme nach korrektem chemischen Prozeß darin entwickeln. Jeder dieser Hügel bildet im Innern eine Wärmemaschine. Der Naturforscher bohrt eine solche Maschine an, die innere Fäulniswärme zu messen, und er stößt mit seinem Thermometer auf den unerwartetsten Inhalt! In der Gegend zwischen einhalb und einem Meter berührt er plötzlich ein großes

Vogelei. Es ist warm, es lebt: ein junger Vogel ist in ihm im Werden begriffen. Die Wärme des künstlichen Hügels entspricht in dieser Tiefe ganz genau der in dieser Entwicklung nötigen Brutwärme! Und es bleibt nicht bei dem einen Ei. Im Kreise geordnet findet sich eine ganze Anzahl in dem gleichen Hügel. Und diese Eier sind die des Hügelbauers selbst, des sogenannten Talegallahühners (Talegallus lathamii). Wie ein neuerer Zoologe, Richard Semon, feststellen konnte, beginnen die Hühner schon im August mit dem Zusammenscharren ihrer Niesenhügel, während doch ihre Legezeit erst um Weihnachten ist. Ganz allmählich wird also in den langen Monaten die Maschine aufgebaut, damit sie genau zur geeigneten Zeit in Gang komme. Denn die Talegalls haben im Vertrauen auf ihre künstlichen Brutlöfen das unmittelbare leibliche Bebrüten ihrer Eier vollständig abgeschafft. Ist ihre Legeperiode da, so wird das Ei tief (genau stets in richtiger, berechneter Tiefe!) in den Haufen versenkt, auf daß seine Brutwärme ihm weiter helfe. Die Eltern, berichtet Semon, überlassen aber auch dann noch das Gelege nicht völlig sich selbst, sondern kommen täglich ein- oder mehrmals her, um die Eier zu lüften. —

hr. Die Erwärmung der Wohnung durch die Sonne. Die Lufttemperatur in unseren Zimmern ist bekanntlich abhängig von der Wandtemperatur, denn die Wände stellen ungeheure Wärmereservoirs dar. Die Außenfläche der Wände weist oft eine Wärme von 40 bis 45 Grad auf, wenn diese nach innen fortgeleitet wird, tritt allerdings ein starker Verlust der Wärme ein. Da die Wände und das Dach direkt von den Sonnenstrahlen beeinflusst werden, so herrschen innerhalb der Wohnungen häufig Temperaturen, welche weit über die Luftwärme im Freien hinausgehen. Fensterlose Wände werden von der strahlenden Sonnenhitze mehr betroffen, wie Wände mit Fenstern. In den höheren Etagen erfährt die Temperatur eine Steigerung, weil hier der Einfluß der Dächer sich geltend macht und die Küchenkamme in den oberen Stockwerken bedeutende Wärmemengen liefern. In hohen Etagen finden sich im Hochsommer sehr häufig Nachttemperaturen von 28—32 Grad. Zur Abhaltung der Sonnenwärme von den Wohnungen wird empfohlen, die Wände mit Vormauern zu umgeben, auch das Anbringen von Matten und rankenden Gewächsen, wie Wein, Epheu und dergleichen, wobei nicht zu befürchten ist, daß die Wände feucht werden. Einen wirksamen Wärmeschutz stellt auch eine unter die Dachbekleidung angebrachte Isolierschicht dar, zum Beispiel eine Holzverjüngung, so daß zirkulierende Luftschichten zwischen dem Dach und der Decke des höchsten Stockwerkes eingeschaltet sind. Professor v. Esmarck hat vergleichende Untersuchungen darüber angestellt, welchen Einfluß die verschiedenen Dachbedeckungen unserer Häuser und Wärmeschutzvorrichtungen vor den Fenstern auf die Erwärmung der Innenräume haben. Danach schützt ein Pfannendach aus Ziegeln besser als Schiefer, dieser besser als Dachpappe und Zinkblech. Schwarzes Holz erwärmt doppelt so stark als weißes. Bei den Fensterverkleidungen kommt es außer auf die Farbe auch auf die Dichte des Gewebes an: ein einfacher weißer, leinerner Vorhang gibt hohen Wärmeschutz, besonders wirksam sind aber doppelte Vorhänge. Große Bedeutung haben Doppelfenster und Jalousien. —

Aus dem Pflanzenleben.

h. Ähnlichkeiten im Pflanzenreich. Der Umstand, daß manche Pflanzen in bestimmten Organen anderen Pflanzenteilen oder gar Tieren ähnlich sind, führte zu dem Gedanken, daß derartige Pflanzen Mimikry, Nachahmung zu Schutzzwecken, betreiben. Für das Tierreich hält man diese Mimikry für feststehend, während sie im Pflanzenreiche angezweifelt wird. Die Botaniker haben sich um diesen Gegenstand schon häufig und ernsthaft gestritten, ohne zu einem endgültigen Resultat zu kommen. Ein Freiburger Professor der Botanik, der sich gleichfalls mit dieser Frage beschäftigte, hat jahrelang Beispiele von Ähnlichkeiten zwischen Pflanzen bzw. Pflanzenteilen, die ganz verschiedenen Pflanzenfamilien angehören, gesammelt; darunter ist manches, wofür einstweilen noch jegliche Erklärung mangelt. Manche Akebiengewächse ähneln den Zwiebeln vom Sauerklee, gewisse Kartoffeln gleichen den Knollen eines Kürbisgewächses, und die langen, schmalen, stulenden Blätter bei Wasserpflanzen der verschiedensten Familien sehen sich zum Verwechseln ähnlich. Bei dieser Ähnlichkeit mag die Ursache an dem gleichen Aufenthaltsort zu suchen sein. Schwärziger aber liegen die Verhältnisse bei oberirdischen Teilen. Eine unserer Glieder, Strychnis, nahestehende Pflanze Ostasiens ähnelt in der Befahrung der Steckpalme, die zu einer ganz anderen Familie gehört. Die Blätter des Fingerhuts sind ähnlich denen der Königskerze. Es kommen weiter Ähnlichkeiten vor zwischen Blättern einer Pflanze und den Blüten einer anderen Pflanze, zwischen Blütenständen und Einzelblüten. Dann gleichen sich wieder Einzelblüten, sei es in der allgemeinen Gestalt, im Duft oder in einzelnen Blüten teilen. Auch bei Früchten und Samen sind Ähnlichkeiten zu finden. Die Brutknospen bzw. Brutkörper sind oft Früchten und Samen ähnlich. So erinnert die Zwiebelchen vom Scharbockkraut an Getreidelörner, wodurch Anlaß gegeben wurde zur Fabel vom Getreidekörnern. Noch interessanter sind die Ähnlichkeiten von Pflanzenteilen mit Tieren. So sehen die gefleckten Blattstiele mancher Aronsgewächse wie Schlangenseiber aus. Die Blätter an jungen Zweigen des Papiermaulbeerbaumes sehen aus, als wären sie am Rande von Raupen zerfressen. Orchideenblumen gleichen Schlangen-

köpfen, Bienen, Spinnen, Fliegen; die abgefallenen Nähnchen des Ballnussbaumes können mit den Raupen des kleinen Nachtfaunauges verwechselt werden. Manche Blüten ähneln im Duft dem Geruch von Tieren. Eine Orchidee hat einen Bockgeruch, eine andere riecht nach Bananen, weitere Blumen „duften“ nach Nas. Die Früchte der Ringel- oder Totenblume sehen wie Raupen aus, die der Schlangengurke wie Schlangen, andere Früchte erinnern an Blattläuse, Gelsenhörnern, Ameisenpuppen usw. Die Erklärungen für derartige Ähnlichkeiten lassen noch viel zu wünschen übrig. Gleichheit der gegebenen Lebensverhältnisse mag oft der Anlaß sein; sie ist es aber bei weitem nicht immer. Auch das ist mehr als fraglich, ob bei solchen Ähnlichkeiten immer ein Nutzen für die Pflanze herauspringt; zum mindesten ist in vielen Fällen ein Nutzen einstweilen noch nicht bemerkbar. Aber wir wissen ja noch so manches nicht aus der geheimen Werkstatt des Pflanzenlebens, und so ist auch auf dem Gebiete der Pflanzenähnlichkeiten wohl noch manche interessante Entdeckung der Zukunft vorbehalten. —

Humoristisches.

— Die Vorfrage. „Wissen Sie schon? Graf Rahhauf ist vom Schwurgericht freigesprochen.“
 „Weshalb war er denn angeklagt?“
 „Man hatte ihn beschuldigt, seine Schwiegermutter mit Arsenik vergiftet zu haben.“
 „Ja, was dem? Ist denn das überhaupt strafbar?“ —
 — Religionsstunde. Der Lehrer hat das Los der Seligen und Verdammten geschilbert und fragt: „Also, was wird mit den Hebelstürern und Verdrehern?“
 „Sie kommen in die Hölle.“
 „Wenn nun aber ein Kind sehr brav ist, wo kommt es dann hin?“
 „In den Zirkus!“ —
 — Ein Pechvogel. „Wissen Sie, ich habe immer Pech. Wenn mir wirklich mal ein Stein vom Herzen fällt, dann fällt er mir auf die Hühneraugen!“ —
 („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Das Lustspielhaus will, da „Unsere Räte“ dem Publikum so gefallen, in diesem Sommer seine Pforten überhaupt nicht schließen. —
 — Max Reinhardt bereitet für die nächste Spielzeit des Deutschen Theaters eine Neueinstudierung von „Romeo und Julia“ vor. —
 — Ferdinand Bonn liegt im Streit mit dem Theaterverlage H. Entsch. Beide hatten einen Kontrakt geschlossen bezüglich der Aufführung der Detektivkomödie „Sherlock Holmes“, die nach Conan Doyle und Gillette von Albert Bozenhard verfaßt worden ist. Nun führt zwar Herr Bonn ein Stück gleichen Titels auf, aber — es ist ein anderes Stück, eins, das sich Herr Bonn extra verfaßt hat oder selbst verfaßt, und in dem die „Hauptrolle“ des Conan Doyle'schen Stückes wiederkehren. Ueber die Ansprüche des Verlages gehen nun die Meinungen der Beteiligten weit auseinander — wie begreiflich ist. —
 — Der Mann mit den hundert Köpfen, ein Feinerzeit von der Zensur verbotener Schwank von Monin und Delavigne erzielte im Wiener Lustspieltheater einen großen Heiterkeitserfolg. —
 — „Der Liebling“, eine dreiaktige Operette von Edmund Eysler soll im Oktober am Carl-Theater in Wien zur Uraufführung kommen. —
 — „Der Kongreß von Sevilla“, eine abendfüllende Operette von Claude Terrasse, wurde vom Intendanten Prasch zur Aufführung erworben. —
 — Der Bühnenmaler Franz Gaul starb, 60 Jahre alt, am 3. Juli in Wien. —
 — München hat sich eine Riesengigant der Pallas Athene zugelegt und auf der neuen Maximiliansbrücke zur Aufstellung gebracht. Die Höhe beträgt 5,64 Meter. Kosten 16 000 Mark. —
 — Der Ausstellungssaal des Kupferstichkabinetts bleibt wegen Vorbereitung einer Rembrandt-Ausstellung vom 5. Juli an auf etwa eine Woche geschlossen. —
 — Das Neue Museum hat eine Erweiterung durch die Errichtung einer neuen Abteilung für die ägyptischen Sammlungen erhalten. Man findet dort recht wohl erhaltene Mumien und eine ganze Reihe von Porträts, die auf Holz und Leinwand gemalt sind, auch Leinwandtücher, Holzfiguren, bemalte Konfiguren und Typenzeichnungen aus dem ägyptischen Volksleben. —